

Editorial 2. Ausgabe 10/08

Liebe Leserin, lieber Leser,

das UniMAGAZIN präsentiert sich in seiner zweiten Ausgabe mit einem neuen Gesicht – mit einem ansprechenden und übersichtlichen Layout von Isabelle Färber sowie vier Rubriken, in denen sich alle Mannheimer wiederfinden können: Der „Elfenbeinturm“ spiegelt die Universität aus der Perspektive von Studenten und Mitarbeitern wider. Max Biederbeck spricht beispielsweise mit den Fakultätsreferenten der Phil- und Sowi- Fakultät über die Fakultätszusammenlegung und Victor Lapuente resümiert seine Erfahrungen mit der Universität Mannheim aus südeuropäischer Perspektive. In der Rubrik „Campusleben“ erfahren Sie mehr über studentische Belange – Rico Grimm diskutiert die ECTS-Notenvergabe und Maria Hörl berichtet über die Frauenfußballmannschaft der Universität. Im Anschluss ans Kaleidoskop zum Thema Profilschärfung präsentieren wir im „Schlusslicht“ Kurzes – zum Beispiel ein Kurzinterview, das es zukünftig in jeder Ausgabe geben wird und das dieses Mal von Nikolaus Hollermeier mit dem Mensa-Leiter Rainer Wedel geführt wird.

Die Vielseitigkeit der Beiträge unserer Autorinnen und Autoren hat die Erwartungen der Redaktion weit übertroffen. Wir möchten uns für die Beiträge, aber auch für die zahlreichen unterstützenden Kommentare bedanken, die wir seit der ersten Ausgabe im Mai erhalten haben.

Anzeige



Wie angekündigt, soll über den Preis für den besten Artikel der 2. Ausgabe abgestimmt werden, der aus einem Gutschein für den Summacum Campus-Shop über 50 € besteht. Mailen Sie uns Ihren Vorschlag und nehmen Sie automatisch an der Verlosung von zwei Schneckenhof-Karten teil!

Ich würde mich freuen, wenn wir in Kontakt treten – wenn Sie etwas für das UniMAGAZIN schreiben wollen oder sich die Redaktionsarbeit gerne ansehen würden, dann schreiben Sie uns einfach eine Mail mit Fragen, Anregungen oder Vorstellungen. Wenn Sie Interesse an einem (kostenfreien) Abo haben, schicken Sie „Abo“ im Betreff an uniMAGAZIN@gmail.com.

Beste Grüße
Lisa Dellmuth

Aus dem Elfenbeinturm:

Fragen an die Geschichte	2
Überall und immer erreichbar.....	3
Valuable in every sense	4
Fritzi is back in town	5
Der Implosion des Ostblocks auf der Spur	6
Was Hänschen nicht lernt... ..	7
Geld und Spiele	8

Vom Campus:

Alles ist relativ?	20
Vernunft statt Leidenschaft	9
A summer in Mannheim	10
Service Learning	10
„Es kostet viel Zeit und Geduld“	11
Wer hat Angst vorm weißen Ball?	12
Promovieren mit Kind?	13
Deine Uni, dein Babysitter?.....	13

Im Kaleidoskop:

Auf der Suche nach Harmonie	14
„Betrug an den Studierenden“	15

Meinung

Profilschärfung, Mittelknappheit und Größenwahn	16
---	----

Schlusslicht:

In der Mensa mit... ..	17
Ausstellung „Erbfeinde-Erbfreunde“ .	18
Und heute: Bulimie-Lernen	18
Umfrage unter Erstsemestern	19
Impressum	20



Theater Alte Werkstatt
im familia Center
Wormserstr. 109
67227 Frankenthal

Theaterkasse: 06233 / 365 666
www.tawfrankenthal.de

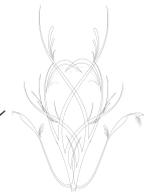
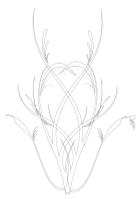
Lust auf Theater?

„Ladies Night“ – Mache mers oder mache mers net
Komödie vom 1.10. bis 15.11.

Und ewig rauschen die Gelder – Komödie von M. Cooney
vom 20.11.08 bis 17.01.09

„Die Königin der Macht“, Kabarett mit Reiner Köhnert
Samstag, 22.11. um 20 Uhr

Hänsel und Gretel für Kinder vom 6.12. bis 17.12.



Fragen an die Geschichte - Interview mit dem Kommunismusforscher Hermann Weber

Professor Dr. Dr. h. c. Hermann Weber ist der vielleicht wichtigste deutsche DDR- und Kommunismusforscher. Als einstige Nachwuchshoffnung der KPD kehrte er in den 1950er Jahren dem Stalinismus den Rücken und wurde aus der Partei ausgeschlossen. Danach begann er eine beeindruckende Karriere in der Wissenschaft und war von 1975 bis 1993 Lehrstuhlinhaber für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte an der Uni Mannheim. Weber ist seit 1955 Mitglied der SPD und feierte am 23. August seinen 80. Geburtstag.

UniMagazin: Herr Weber, Angela Merkel hat Ihnen brav gratuliert und von Wolfgang Thierse gab es sogar einen Geburtstagsaufsatz für Sie. Sie sind ein Stück deutsche Geschichte, oder?

Hermann Weber: (überlegt) Naja, aber ein untypisches Beispiel für deutsche Geschichte. Das zeigt die Verrücktheiten der Historie: Ich saß als Kommunist im Gefängnis und bekam später vom selben Staat einen Lehrstuhl. Aber insofern ist das dann doch wieder typisch, denn diese Verrücktheiten waren ein Teil des Kalten Krieges.

Inwiefern?

Ich hätte mich eigentlich aufgrund der Verbrechen des Stalinismus noch deutlich früher vom Kommunismus abwenden wollen. Einfach, weil meine eigenen Ideen etwas ganz anderes waren, als da praktiziert wurde. 1951 aber wurde die FDJ, für deren Zeitung ich damals Kulturredakteur war, in Westdeutschland verboten. In dem Moment konnte und wollte ich nicht sagen „Mit Euch habe ich nichts mehr zu tun.“ Also blieb ich und wurde Chefredakteur. 1952 war ich aufgrund der stalinistischen Schauprozesse in der Tschechoslowakei wieder so weit, den Bruch zu vollziehen – ebenso wie meine Frau Gerda. Aber Anfang 1953 wurden wir von den westdeutschen Behörden verhaftet. Also hat es noch ein Jahr gedauert, bis wir ohne Zwang mit dem Kommunismus abschließen konnten.

Sie sind neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit seit Jahrzehnten aktiver Sozialdemokrat. Die heutige Mannheimer Politikwissenschaft ist rein empirisch-

deskriptiv, ziemlich ahistorisch und wenig theoriegeprägt. Fühlen Sie sich an dieser Uni überhaupt wohl?

Auch hier muss man wieder die Anfänge sehen: Wie kam ich überhaupt hierher? Ich hatte ja nicht mal Abitur. Ich musste also den „normalen“ Weg schnell nachholen, um richtig in die Wissenschaft zu kommen. Promoviert habe ich mit einer Sondergenehmigung, das wäre heute gar nicht mehr möglich. Auch die Politikwissenschaft war damals vielfältiger als heute. Ich war mit meinem Förderer Erich Matthias, der als Historiker den Lehrstuhl für Politik und Zeitgeschichte eine hatte, in Mannheim schon eher einer Randerscheinung. Und die Disziplin entwickelte sich langsam weiter in eine andere Richtung.

Aber Sie arbeiten und forschen ja auch heute noch hier. Fühlen Sie sich Ihrer Disziplin überhaupt noch zugehörig?

Ach, ich war eigentlich immer ein Einzelkämpfer. Ich finde das nicht störend. Die nötigen Voraussetzungen für meine Forschung habe ich ja, zum Beispiel in Form von Drittmitteln von der deutsch-russischen Historikerkommission. Die Rahmenbedingungen stimmen also und schließlich war Mannheim immer meine Heimatstadt. Ich hatte unter anderem mal einen Ruf nach Oldenburg, aber da waren damals lauter DKP-Studenten und ich wollte mich nicht mit denen herumärgern. Also blieb ich hier. Und hier mit den Kollegen, wie zum Beispiel dem Soziologen (M. Rainer, Anm. d. Red.) Lepsius hatte ich wohl einzigartige Möglichkeiten, DDR-Forschung zu betreiben. Ich habe mich also keineswegs von Anfang an als Außenseiter gefühlt, aber die Fakultät hat

sich dann eben anders entwickelt.

2006 haben Sie mit Ihrer Frau Gerda den zweiten Teil Ihrer Memoiren mit dem Titel „Leben nach dem ‚Prinzip links‘“ veröffentlicht. Was definieren Sie heute als „links“?

Ich bin links im Sinne der klassischen Aufklärung. Freiheit, Demokratie, soziale Gerechtigkeit, das sind meine Grundwerte. Wo ist da die Alternative? Für mich gibt es keine. Ich habe als Kind erlebt, was soziale Ungerechtigkeit heißt. Ich war im Prinzip sicher nicht dumm, konnte aber eben auf keine höhere Schule gehen, weil zu Hause kein Geld war. Ich musste sogar von der Mittelschule abgehen, als meine Eltern zahlen sollten. Da merkt man am eigenen Leib, dass soziale Gerechtigkeit ein Wert ist.

Und was ist „rechts“? Sagen Sie jetzt bitte nicht „das Gegenteil von links“.

Wenn wir mal die äußerste Rechte weglassen: Rechts ist dann in erster Linie konservativ und bedeutet, dass man in der Zielsetzung natürlich auch für Freiheit und Demokratie ist. Das ist der große Fortschritt in Deutschland seit der Weimarer Zeit, da sah das ja noch ganz anders aus. Soziale Gerechtigkeit aber ist für die Rechte nach wie vor kein zentrales Thema. Wenn man die Frage stellt: Ist diese Welt die beste aller möglichen? Dann meine ich: Nein. Konservative scheinen oft zu denken, eine bessere Welt gibt es nicht.

Und wer regiert Deutschland nach der Bundestagswahl in einem Jahr?

Von solchen Zukunftsprognosen lasse ich lieber die Finger.

Dann eben eine historische Frage: Konservatismus, Liberalismus, Sozialismus und Faschismus haben sich im 20. Jahrhundert einen schaurigen Wettkampf geliefert. Der Liberalismus hat gewonnen, oder?

(überlegt) Ja, der Liberalismus hat gewonnen. Wobei man sagen muss, dass der sich auch verändert hat. Schauen sie sich zum Beispiel den Wirtschaftsliberalismus der FDP an und den Liberalismus der sozial-liberalen Koalition. Gewonnen hat auf jeden Fall die Demokratie. Wenn ich denke, wie viele Diktaturen es noch vor 30 Jahren in Europa gab. Das ist aus historischer Sicht das Erfreuliche.

Haben sich die Ideologien also vermischt und sich um die Demokratie herum angenähert?

Ja. Darum sagt man, eine Demokratie sei liberalisiert oder sozialdemokratisiert. Die Ideologie wird meist überschätzt. Oder instrumentalisiert, so wie der Kommunismus durch die Herrscherriege im Ostblock. Heute geht es in erster Linie um den Legitimationskonflikt zwischen öko-

nomischer und politischer Herrschaft, der ausbalanciert werden muss. Und meine Erfahrung ist: In negativen Entwicklungen steckt auch immer etwas Positives. Bei der ganzen Barbarei des Stalinismus wird zum Beispiel vergessen, dass es Marx war der sagte: Es gibt einen dem Menschen innewohnenden Freiheitswillen.

Also verschwindet die Ideologie, aber die Dialektik bleibt?

Fangen Sie mir bloß damit nicht an, damit musste ich mich genügend auseinandersetzen. Auch die Dialektik wird instrumentalisiert, je nach dem ob man die hegelische oder die leninsche nimmt. Wichtig ist, dass man nicht schwarz-weiß sieht, sondern differenziert. Geschichte vollzieht sich in komplizierten Bahnen und es gibt dabei viele Zufälle. Der Zufall entscheidet mehr, als man denkt.

Unser/e durchschnittliche/r Leser/in ist möglicherweise nicht nur gut ein halbes Jahrhundert nach Ihnen geboren, sondern hat auch zwei Diktaturen weniger erlebt und einige akademische

Titel weniger als Sie. Welchen Rat geben Sie Menschen, die sich politisch engagieren möchten, eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben – oder vielleicht sogar beides?

Wissenschaftler zu sein bedeutet in erster Linie, zu arbeiten wie ein Pferd. Das ist Voraussetzung. Und man sollte die politische Meinung vom wissenschaftlichen Standpunkt trennen: Das Ziel muss sein, zu objektivieren. Das ist schwer, denn man kann aus seiner Haut nicht raus. Ich habe den positiven Eindruck, es gibt wieder mehr junge Menschen, die sich politisch engagieren, auch an der Universität. Und damit wachsen auch wieder die Fragen an die Geschichte.

Herr Weber, vielen Dank für das Gespräch und auch im Namen des UniMagazins nachträglich nochmals herzlichen Glückwunsch zum 80. Geburtstag.

Nikolaus Hollermeier

Überall und immer erreichbar

Von Jan van Deth. Er ist Professor für Politische Wissenschaft und International Vergleichende Sozialforschung an der Universität Mannheim.

Auch Alpträume werden häufig wahr. Da hat man die letzten Verpflichtungen des Studiums genau geplant, nimmt der Dozent gerade jetzt ein „Forschungssemester“! Vorbei die Chance, den letzten Seminarschein zu erwerben oder endlich mal das Kolloquium zu besuchen. Und eine seriöse Betreuung der Abschlussarbeit wird es wohl erst recht nicht geben. Professoren können sich offensichtlich einfach alles erlauben.

Wie andere Leute, sehen auch Studierende ihre Vorurteile gerne bestätigt. Die Nachricht von einem Forschungssemester löst manchmal eher Empörung statt Verständnis aus. Seit Jahren leisten studentische Vertreter im Fakultätsrat unerschrocken Widerstand und bestrafen jeden Antrag auf ein Forschungssemester tapfer mit geschlossenen Stimm-

enthaltungen. Klar, dass man dann konsequent von „Freisemester“ spricht. Ein Hochschullehrer, der mindestens acht Semester ein komplettes Lehrprogramm (also neun Stunden pro Woche) angeboten hat, darf ein Forschungssemester beantragen, um sich wieder etwas länger mit seinen Forschungsthemen zu beschäftigen. Für die meisten bedeutet das zunächst eine Aufarbeitung neuester Literatur sowie die Fertigstellung von Manuskripten, die bereits lange auf dem Schreibtisch liegen. Außerdem bietet ein Forschungssemester die Gelegenheit, die Zusammenarbeit mit Kollegen zu verstärken und einige Zeit im Ausland zu verbringen.

Im Herbst 2008 nehme ich ein Forschungssemester, nach dem ich schon lange Ausschau halte. In Bereichen wie politischer Konsum, Zivilgesellschaft,

Mehrebenenanalysen oder der Sozialisation junger Kinder bilden die noch nicht gelesenen Aufsätze mittlerweile kleine Stauseen. Außerdem kann ich mich jetzt endlich um das einführende Kapitel des neuen Sammelbandes über Ehrenamt und Politik kümmern und endlich auch die Revision des erfolgreichen Lehrbuches über vergleichende Politikwissenschaft ernsthafter angehen als es bisher möglich war. Für die Kooperation ist ein Aufenthalt von mehreren Wochen in Newcastle geplant. Wenn ich dann ohnehin unterwegs bin, kann ich auch in Oxford ein Paper präsentieren und an einem Promotionsverfahren teilnehmen. Unklar ist jetzt noch, ob ich mir auch in Barcelona und Enschede kritische Kommentare der Kollegen zu meiner Arbeit anhören darf. Und die Studierenden? Was haben sie außer der Verzögerung ihrer Studienpläne



davon? Zunächst bleiben im Forschungssemester alle Prüfungsverpflichtungen bestehen und es gibt deswegen überhaupt keine Verzögerungen für Studierende in der letzten Phase ihres Studiums. Für andere Veranstaltungen bieten die Studienprogramme fast immer Alternativen. Zwar besteht dann keine Garantie, dass das gleiche Thema angeboten wird, aber auch sind die Folgen für Studierende beschränkt. Mit Internet und regelmäßigen Sprechstunden geht der Kontakt nicht verloren, auch wenn der Dozent sich mal

an einer anderen Universität herumtreibt.

Ein Hochschullehrer im Forschungssemester braucht kein Mitleid. Wir genießen in dieser Zeit allerdings auch keine sechs Monate Zusatzurlaub, damit Studierenden das Leben erschwert werden kann. Studentische Alpträume haben meistens ganz andere Ursachen.



Valuable in every sense

Good and bad news of the Essex Summer School.

Suppose you put a bunch of social scientists from different countries in the middle of nowhere and provide them with excellent course materials, extremely motivated lecturers, sufficient computer facilities and libraries. Most importantly, you give them one pub where they can socialise and one big Tesco supermarket so that they do not starve. Sounds like a thrilling experiment? Seriously – the Essex Summer School is one of those things social scientists can get excited about, regardless of whether they are graduates, post-graduates or postdocs. Unfortunately, resources are scant and there is no competitive funding procedure at the University of Mannheim.

The good news: If you are keen on learning more about quantitative methods, this is probably one of the most efficient ways to pursue your goals. When interested in innovative non-statistical methods such as qualitative comparative or mixed methods, you can also find a suitable offer. The efficiency of the courses is remarkable given the relaxed atmosphere as well as the careful organisation and coordination of the lectures and the practical lab sessions. Every course takes place on a daily basis and consists of a theoretical lecture with seminar-like discussions and a lab session where methods are applied to a given data set. Most importantly, you are allowed to bring your own data and ask specific ques-

tions during the lab sessions. Equally important, of course, is getting to know students from different parts of the world – if you are not entirely resistant to group pressure, you will probably join facebook to stay in touch with the many people you have met.

INFO:

The Essex Summer School for Social Sciences Data Analysis and Collection

The first Summer School at the University of Essex, held in 1967, was sponsored by UNESCO. Subsequent schools have been sponsored by various foundations and associations such as the European Consortium for Political Research. The Summer School consists of three two-week sessions. Each session offers a variety of courses on statistical and non-statistical approaches to social science. Besides classroom instruction and daily laboratory work, there are evening seminars on research topics of special interest. Most importantly, the School provides an opportunity for social scientists to make contact with colleagues from other countries. <http://www.essex.ac.uk/methods/>

The bad news: Since the Summer School is not for free, you have to invest approximately 3000 Euro in tuition fees and living costs in order to spend one month on campus. Hence, if you are not part of a generous scholarship program or your parents are not enthusiastic about a very big Christmas present, you should get prepared to make a big effort to obtain state funding. Unfortunately, there are no stringent criteria for eligibility for funding at the Social Sciences Faculty in Mannheim. It is not obvious who gets how much funding and why. So far, those who can convincingly argue that they need a summer school course for their projects or for their theses are supported. However, there is no transparent procedure. In case there are no equivalent courses at the University of Mannheim, resources should be made available according to stringent and transparent criteria for graduates and post-graduates.

To sum up, I hope that we will achieve more equality of opportunity for those scholars interested in the very valuable Summer School experience.

Lisa Dellmuth

„Fritzi is back in town.“ Interview mit Dr. Fritz von Mannstein

Dr. Fritz von Mannstein wurde 1946 in Blomberg geboren. Das Jurastudium schloss er 1970 in Mainz ab. Nach seiner Promotion war er als Rechtsanwalt und Repetitor tätig. Das sogenannte Repetitorium bereitet Jurastudenten auf das juristische Staatsexamen vor. Dabei handelt es sich um eine außeruniversitäre Einrichtung, die unter anderem Jahreskurse zur Examensvorbereitung anbietet. Als Repetitor leitete Herr Dr. von Mannstein bis 2007 die Juristischen Lehrgänge Dr. von Mannstein und Kollegen in Mainz, Heidelberg und Frankfurt, jeweils in Zusammenarbeit mit den Juristischen Lehrgängen Alpmann und Schmidt. Seit dem Frühjahrssemester 2008 hält er an der Universität Mannheim den Examenskurs im Öffentlichen Recht. Wir haben Ihn gebeten, uns ein paar Fragen zu beantworten.

UniMagazin: Vom Repetitor zum Dozenten an der Universität – ein eher ungewöhnlicher Weg. Wie ist es zu dem Lehrauftrag an der Universität Mannheim gekommen?

Fritz von Mannstein: So ungewöhnlich ist das nicht. Ich war bereits von 1974 bis 1980 als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Mainz tätig. Nach Ende meiner Tätigkeit als Repetitor im Februar 2007 wollte ich nach Amerika gehen und meine Tätigkeit an einer amerikanischen Uni fortsetzen. Go west, old man! Der Rektor der Universität Mannheim, Prof. Dr. Arndt und der Studiendekan, Prof. Dr. Burkhardt haben mich dann aber überzeugt: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich. Und dann hat der Hund von Professor Dr. Burkhardt auch noch den auf dem Tisch liegenden Lebenslauf aus meinem früheren Leben gefressen. Da blieb mir gar nichts anderes mehr übrig, als an der Uni Mannheim ein neues Leben zu beginnen. Und deshalb erscheine ich jetzt in den heiligen Hallen des Schlosses als „Fritzi - das Schloss-Gespenscht“.

Wie haben die Professoren auf ihre Lehrtätigkeit reagiert?

Professoren sind Individualisten. Sie müssen also jeden Einzelnen fragen. Jedenfalls ist das Abendland nicht untergegangen. Im Ernst: Viele Professoren haben immer gute Repetitorien empfohlen. Ich habe immer meine Kursteilnehmer nach dem Besuch des Repetitoriums in die Uni zurück geschickt, um gute Veranstaltungen zu besuchen. Während der vergangenen 25 Jahre sind viele Assistenten der Uni Mannheim vorher in meinen Kursen gewesen.

Wie haben Ihre Kollegen aus den Repetitorien Ihre aktuelle Tätigkeit aufgenommen, mit der Sie jetzt den Repetitorien quasi Konkurrenz machen?

Sie sehen das bestimmt locker: Konkurrenz belebt das Geschäft und er-

höht den Blutdruck. Das sorgt für die nötige Spannung. Und außerdem: Eine Schwalbe macht noch keinen Frühling. Wenn der Wind des Wandels weht, kann man Mauern einrichten oder Windmühlen bauen. Die Uni Mannheim hat sich mit ihrem äußerst engagierten Reform-Konzept für den Bau von Windmühlen entschieden. Das ist super. Da möchte ich auch zu „frischem Wind“ beitragen.

Sehen Sie Unterschiede zwischen der Lehrtätigkeit an der Universität und der als Repetitor?

Ich bin überzeugt: Das Konzept, das ich mehr als 25 Jahre lang als Repetitor erfolgreich umgesetzt habe, wird sich auch an der Universität durchsetzen. Die Vorbereitung auf das erste Staatsexamen muss nun einmal hart und intensiv sein. Mit einem Kuschelkurs ist zwar der Hörsaal voll, aber das Staatsexamen nicht zu schaffen. Und natürlich sind die Unterschiede zwischen dem Repetitorium und der Universität gewaltig. Ein Repetitorium muss hochgradig effizient arbeiten, über eine minimale Verwaltung verfügen und in jeder Beziehung unbürokratisch arbeiten. In der Universität ist im Hinblick auf die Wissenschaftsfreiheit alles anders. Die bürokratischen Strukturen sind für jeden schwierig, der in der Universität arbeitet. Ohne den unendlichen Einsatz von Frau Rudolphi im Dekanat wäre ich schon nach kurzer Zeit in den schwarzen Löchern des Universums versunken. Die Hörer im Repetitorium sind entschlossene Kämpfer. Jeder tritt an, wenige fehlen. Jeder quält sich – im Rahmen seiner Möglichkeiten. Ein Jahr später ist der Freischuss. Bei zu vielen Studenten an der Universität ist alles anders: Komm ich heut nicht – komm ich morgen. Und was viele noch nicht wissen: Auch der Repetitor ist keine eierlegende Wollmilchsau! He is just a man!

Wie haben Sie sich als Student auf Ihr erstes Examen vorbereitet?

Weder mit dem Repetitorium noch mit der Universität. Ich habe mich vor die Wand gesetzt, den Kühlschrank leer gefressen und Jura gelernt. Aus den Augen kam das Feuer, aus den Ohren der Qualm. Lichterloh brennen, war das Motto.

Was müsste sich an der universitären Ausbildung Ihrer Ansicht nach ändern, damit Jurastudenten zur Examensvorbereitung nicht mehr zum Repetitorium gehen?

Vieles. Jeder weiß das. In Amerika heißt es: Talk is cheap – Action speaks. Bei uns würde man eher sagen: Worte sind genug gewechselt, lasst Taten sprechen nun.

Was macht Ihnen an Ihrer Tätigkeit besonders viel Freude?

Am Anfang des Jahres 2008 habe ich eine wissenschaftliche Arbeit mit 450 Seiten und mehr als zweitausend Fußnoten beendet. Im Vorwort dieser Arbeit steht mein Bekenntnis: „Am Ende meines beruflichen Lebens habe ich mich noch einmal auf den Weg gemacht, eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben. 35 Jahre hatte ich das unvorstellbare Glück, meinen Beruf als Repetitor voller Tatkraft und mit großer Begeisterung auszuüben. Es ist und bleibt der „Traumberuf dieser Erde“, und meine Hörer werden es bestätigen...“

Was möchten Sie den Studenten noch mit auf den Weg geben?

Schaffen, Machen, Tun! Mit Schillers Wallenstein: „Nacht muß es sein, wenn Friedlands Sterne strahlen.“ Sie sollen die CD der Rolling Stones auflegen: Start me up. Und für mich heißt es auch: Stay tuned - Keep swinging. Mit Status Quo: The party ain't over yet! Für uns alle: Der Mythos von Sisyphos - Keep the ball rolling. Also mit Jack Kerouac und Canned Heat: On the road again. Fritzi is back in town.

Vielen Dank für dieses Gespräch.

Antonietta Rubino



Der Implosion des Ostblocks auf der Spur

Von Oliver Bange, Privatdozent für Neuere Geschichte und Koordinator des Forschungsprojektes „CSCE-Transforming Europe“.

KSZE – was verbirgt sich hinter diesen vier Buchstaben? Für viele Europäer aus Ost und West hatte die Schlussakte der **Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa** große Bedeutung im alltäglichen Leben. Trotz der europäischen Teilung und mancher Schikanen an der Ost-West-Grenze konnte man sich als europäischer Bürger nach der Unterzeichnung der „Schlussakte“ von Helsinki 1975 zunehmend freier bewegen und in größerem Ausmaß mit Bürgern aus dem anderen Teil Europas kommunizieren – seien es Verwandte, Freunde, Gessinnungsgenossen oder Geschäftspartner. Die KSZE-Schlussakte ist ein ambivalentes Dokument: Im Gegenzug für die implizite Anerkennung des Status quo in Europa nahmen die kommunistischen Machthaber in der Sowjetunion und in Osteuropa Regelungen über „freer movement of people, information and ideas“ und die Möglichkeit eines „peaceful change of frontiers“ hin, obwohl sie sich über deren langfristige Sprengkraft bewusst waren. KPdSU-Chef Leonid Breschnew fasste dies gegenüber Erich Honecker in die rhetorische Frage: „Was kommt mit den Autos aus dem Westen? Die Ideologie.“ Vor allem aber brachte die von Willy Brandt anvisierte „Vervielfachung der Kommunikation“ bis dato ungekannte Vergleichsmöglichkeiten für die Menschen im Warschauer Pakt. Dies musste zu Kritik und zu Reformbestrebungen führen, die wiederum an den Fundamenten des real existierenden Sozialismus nagten. Vor allem für das deutsch-deutsche Verhältnis hatte die KSZE enorme Bedeutung. Nach der Unterzeichnung der KSZE-Schlussakte stieg die Anzahl der Westbesucher in der DDR auf jährlich acht bis zehn Millionen an. Heute stellt sich – nicht nur für Historiker – die Frage nach den Faktoren, die die Überwindung der Ost-West-Teilung ermöglichten. Hat sich, entsprechend der dominierenden amerikanischen Lehrmeinung, die Sowjetunion im Wettlauf mit den USA zu Tode gerüstet oder trug nicht doch eher die weiche Macht – die „soft power“ – der Ideen der westlichen Demokratien zum Niedergang des real existierenden Sozialismus und zur Überwindung der europäischen und deutschen Spaltung bei?

Nachdem in einem vorangegangenen Projekt die Netzwerke, Strategien und Ziele der führenden Entspannungs- und Transformationstrategen des Westens erarbeitet wurden, soll in dem von der Volkswagen Stiftung finanzierten und von Professor Gottfried Niedhart und Privatdozent Oliver Bange am Historischen Institut durchgeführten Projekt (www.CSCE-1975.net) den Motiven, Fremd- und Selbstperceptionen in der Politik der einzelnen Mitgliedsstaaten des Warschauer Pakts nachgespürt werden. Warum ließen sich die – trotz detailliertem Wissen über westliche Ziele – überhaupt auf das Abenteuer vermehrter Ost-West Kontakte ein? Ein Abenteuer, das letztlich in der Implosion der kommunistischen Regimes und der Auflösung eines ganzen Staates, der DDR, enden sollte. Diesen Fragen widmen sich im Rahmen des Forschungsnetzwerks des Projektes zehn Historiker aus allen ehemaligen Ländern des Warschauer Pakts. Die von ihnen in das Gesamtprojekt eingebrachten Dokumente, die oft erstmalig für Forscher oder gar exklusiv für das KSZE-Projekt zugänglich gemacht wurden, werden in Mannheim zu einem gut indizierten Dokumentenpool zusammengefasst und wiederum allen Partnern zugänglich gemacht. Dieses neue Material und die erst in der Verknüpfung der nationalen Perspektiven spürbar werdende Dynamik der politischen Prozesse wird in Sammelbänden veröffentlicht und auf einer Abschlusskonferenz in Prag im Herbst einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt. Was sich auf der Methodenebene logisch und strukturiert anlässt, ist in der Praxis aber mit vielen Fallstricken versehen – angefangen von den unterschiedlichen Zugangsbedingungen in den Staats-, Partei- und Privatarchiven über Nutzungs- und Weitergaberechte und natürlich auch die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen jeder einzelne arbeiten darf oder muss. Visa, unterschiedliche (Wissenschafts-)Kulturen oder auch die Sprachenfrage (wir haben uns für Englisch als Projektsprache entschieden, auch wenn kein Muttersprachler unter den Teilnehmern ist) gehören da noch zu den leichteren Aufgaben der Projektkoordination. Wer aber über den Tellerrand nationaler Sichtweisen (auf sich selbst und die Welt) hinausschauen und eine sich aus den eigenen nationalen Archiven speisende Historiographie vermeiden helfen will, kommt an diesen Herausforderungen nicht vorbei. Und wird dafür reichlich belohnt.

Was Hänschen nicht lernt...?



Das Forschungsprojekt „Demokratie Leben Lernen“ (DLL) am Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES) der Universität Mannheim beschäftigt sich unter Leitung von Prof. Dr. Jan van Deth mit den politischen Orientierungen von Grundschulern.

Politik ist kein einfaches Thema – die Zusammenhänge sind meist komplex, Debatten häufig langweilig und Entscheidungsprozesse nicht immer leicht nachvollziehbar. Bei Gesprächen erzeugt Politik häufig Desinteresse und eignet sich nur begrenzt als Small-Talk-Thema. Ganz ohne Politik geht es aber nicht – Politik betrifft die internationale Zusammenarbeit, den Bau eines Kohlekraftwerks oder auch die maroden Straßen im eigenen Stadtteil. Folgerichtig heißt es in einem Politik-Lexikon für Kinder: „Es gibt fast keinen Bereich im Zusammenleben der Menschen, der nicht mit Politik zu tun hat.“ Damit Politik funktionieren kann, ist – zumindest in Demokratien – ein Mindestmaß an politischem Interesse, politischem Wissen und politischer Beteiligung notwendig. Hier geraten insbesondere Sozialisationsprozesse in den Blick. Politische Sozialisation als Teil der allgemeinen Sozialisation umfasst alle gezielten und ungeplanten Lernprozesse, innerhalb derer politische Kenntnisse, Fähigkeiten und Orientierungen vermittelt werden. Eine „gelungene“ politische Sozialisation, bei der die demokratischen Spielregeln vermittelt und verinnerlicht werden, ist für eine Demokratie von existenzieller Bedeutung. Demokratie ohne Demokraten geht nicht. Im Fokus politischer Sozialisationsforschung stehen fast ausschließlich Jugendliche und Erwachsene, weniger Kinder. Dabei sind diese in Bezug auf Politik und Gesellschaft keine „unbeschriebenen Blätter“. Oft ganz beiläufig machen sie erste Erfahrungen mit Politik – zum Beispiel durch Wahlplakate, Infostände der Par-

teien oder auch Nachrichtensendungen. Kennen und interessieren sich Kinder für politische Themen? Verfügen sie über grundlegende Kenntnisse des politischen Systems? Welche Werte und Normen unterstützen junge Mädchen und Jungen? Um diese Fragen zu beantworten, wurden bereits im Schuljahr 2004/05 etwa 750 Mannheimer Grundschüler am Anfang und am Ende des ersten Schuljahres zu ihren politischen Orientierungen befragt, die Ergebnisse dieser Befragungen sind bei van Deth et al. (2007) zusammengefasst. Damit die Entwicklung der politischen Kenntnisse, Fähigkeiten und Einstellungen weiter verfolgt werden kann, fand vor wenigen Wochen eine dritte Erhebung statt. Die Kinder besuchten zum Zeitpunkt der Befragung die vierte Klasse. Insgesamt 765 Kinder in 39 Klassen haben sich an dieser Erhebung beteiligt. Die Ergebnisse sind eindeutig: Die meisten Kinder sind nicht nur mit den Themen Hunger, Krieg, Umweltverschmutzung oder Arbeitslosigkeit vertraut, sie zeigen auch Interesse an zentralen gesellschaftlichen Fragen. Zudem verfügt der Großteil über grundlegende politische Kenntnisse – 89 Prozent der befragten Kinder haben beispielsweise schon einmal von Politikern gehört, 64 Prozent kennen Angela Merkel und 45 Prozent. Die Studie zeigt allerdings auch, dass die Chancen, mit politischen Themen in Berührung zu kommen und politisches Wissen zu erwerben, nicht für alle Schüler gleich sind. Kinder nicht-deutscher Herkunft sowie Schüler aus einem sozioökonomisch schwachen Wohngebiet zeigen

eine geringere politische Involvierung. In einer Demokratie ist es aber wichtig, dass alle gesellschaftlichen Gruppen die Möglichkeit haben, sich am politischen Prozess zu beteiligen. Nicht-Beteiligung kann viele Ursachen haben, zu geringes (politisches) Wissen ist eine. Im Alter von zehn Jahren stehen Kinder an der Schwelle des Übergangs von der Grund- zur weiterführenden Schule. Hier werden die Weichen für das weitere Leben und eine aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben gestellt. Sowohl aus bildungs- als auch aus demokratietheoretischen Gründen sollten deshalb alle Kinder die gleiche Chance haben, sich mit politischen Fragen zu beschäftigen und politisches Wissen zu erwerben.

Ein Gastbeitrag von Markus Tausendpfund. Er ist Mitarbeiter am Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES) im Forschungsprojekt „Demokratie Leben Lernen“. Über die ersten Ergebnisse des Projekts findet am Montag, den 27. Oktober um 12 Uhr im MZES (A5, Raum 230) ein Vortrag statt.

Geld und Spiele. Olympisches Gold an der Börse.

Das Olympiafieber ergriff diesen Sommer das Mannheimer Zentrum für europäische Wirtschaftsforschung.

Zwei Wochen saßen wir diesen Sommer gebannt vor dem Fernseher und verfolgten wie ein Weltrekord nach dem anderen gebrochen wurde. Und selbst wenn wir uns dem Ganzen entziehen wollten, es gab einfach kein Entkommen: Die Nachrichten berichteten über Medaillen, Chinas Menschenrechte und McDonald's verkaufte asiatische Burger. Die Olympischen Spiele sind ein Riesenergebnis. Dass sich dies positiv auf die Wirtschaft des jeweiligen Landes niederschlägt, ist bei den Ausmaßen der vergangenen Spiele in Peking leicht nachzuvollziehen: Wenn über 11 000 Sportler und 25 000 Journalisten in einem Land einfallen, dann geben sie dort natürlich auch Geld aus.

Doch bereits Jahre zuvor profitiert die Volkswirtschaft eines Landes von den Spielen. Genauer gesagt: ab dem Tag der Bekanntgabe, das heißt sieben Jahre im Voraus. Das haben gerade zwei Wissenschaftler vom uniahen Zentrum für europäische Wirtschaftsforschung (ZEW), Christian Dick und Qingwei Wang, herausgefunden. Ihre Studie weist nach, dass am Tag der Bekanntgabe und bis zu fünf Tage später ein außergewöhnlicher Anstieg des Börsenindex des jeweiligen Landes

zu erkennen ist, unabhängig von normalen Marktbewegungen. Aktienindices, als Spiegel der wirtschaftlichen Erwartungen, drücken damit aus, dass „in den kommenden sieben Jahren öffentliche Investitionen fällig werden von denen die lokalen Unternehmen profitieren und diese Nachricht beflügelt die Märkte vor Ort“, sagt Christian Dick. Es werden Sportstätten gebaut, die Infrastruktur verbessert und dadurch mehr Arbeitsplätze geschaffen. Das dabei ausgegebene Geld kommt den Einwohnern indirekt als zusätzliches Einkommen zugute und steigert ihren Wohlstand und gleichzeitig den des ganzen Landes und diese Hoffnung offenbart der Kursprung. Bei ihrer Untersuchung haben Dick und Wang 15 Bekanntgaben und die jeweiligen Aktienbewegungen unter die Lupe genommen. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass die Sommerspiele stets einen stärkeren Effekt auf die Börse haben als die Winterspiele. Genaugenommen haben die Winterspiele keinerlei unerwartete Gewinne zur Folge. Dies liegt am größeren öffentlichen Interesse an den Sommerspielen und am eigentlichen Ausmaß des Ereignisses. In Athen (2004) waren nahezu viermal mehr Sportler als bei den

folgenden Winterspielen in Turin (2006). Interessanterweise profitieren kleinere Länder ab der Bekanntgabe deutlich mehr als große Gewinner, denn bei ihnen stellen die kommenden Investitionen einen größeren und bedeutenderen Anstieg an ihrem Sozialprodukt dar. Es wird also im Verhältnis zur Größe der Volkswirtschaft mehr Geld in die Kassen gespült und dies verdeutlicht sich in den Tagen nach der Bekanntgabe durch eindeutig höhere Punktgewinne in den Aktienwerten der Sieger. Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt wird also deutlich, was auf das Gastgeberland zukommt: Ein beachtliches Wirtschaftswachstum. Denn in der Regel wächst die jeweilige Volkswirtschaft nach dem Ende der Wettkämpfe noch bedeutend stärker und länger als bei der Bekanntgabe. Innerhalb des folgenden Jahres steigen die Werte durchschnittlich um mehr als 20 Prozent. Da bekommt der Begriff Olympisches Gold doch gleich eine ganz andere Bedeutung.

Laura Cyron



Aktion für Studenten:

1000er Abokarte S/W

100er Abokarte Farbe

je **25 €**

(Gültig bis 19.12.08.)

Zuverlässig • Preiswert • Schnell

DRUCK & KOPIE

- Seit 1981 -

Wir sind für Sie da:

B 5, 9

68159 Mannheim

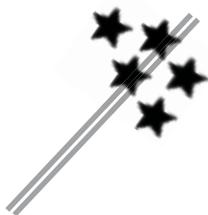
Telefon 0621/28153 Telefax 0621/153410

Montag bis Freitag

9.00 – 13.00 Uhr

14.00 – 17.00 Uhr

Anzeige





Vom Campus



Vernunft statt Leidenschaft

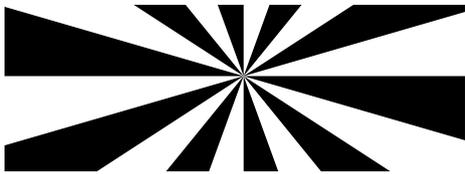
Nach anfänglichen Protesten über die Zusammenlegung scheint man sich an der sozialwissenschaftlichen und philosophischen Fakultät mit dem Senatsbeschluss abgefunden zu haben - auch wenn die Zukunft mehr als ungewiss ist.

Schon einmal auf einer der Uni-Toiletten genau umgeschaut? Wer lacht, liegt falsch, denn so ein stilles Örtchen hat einiges an echter Revolution zu bieten. Da fällt etwa ein alter Aufkleber beim alltäglichen Klobesuch in der Mensa auf. Ein fieser Panzer ist auf dem kleinen Sticker zu sehen. Rude fährt er die Uni platt und über ihm prangt groß das Motto „Stoppt den Raubbau an der Wissenschaft! Gegen den wirtschaftlichen Tunnelblick und das Fächersterben an der Universität Mannheim!“ Doch wie aktuell ist die Kritik? Zumindest die Zusammenlegung der sozialwissenschaftlichen und der philosophischen Fakultät der Universität scheint ein Beleg dafür zu sein, dass der kleine Revoluzzer-Zettel vom Mensa-Klo noch immer Recht hat. „Trotz schwieriger Einschnitte, etwa in den Philologien sehen wir die erzielte Einigung insgesamt als positiv an, weil wir ja auch Bereiche wie die Medien- und Kommunikationswissenschaft oder die Wirtschaftsethik in der Philosophie stärken können“, erklärt Christoph Geppert, Fakultätsreferent der philosophischen Fakultät. Er spielt damit auf einen lange diskutierten Beschluss des Senats an, der die Zusammenlegung der beiden Fakultäten endgültig regelt. So soll dem vom Land Baden-Württemberg vorgeschriebenen Struktur- und Entwicklungsplan entsprochen und gleichzeitig die Profilschärfung der Uni in Richtung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften vorangetrieben werden. Dies ist ein Schritt genau im Sinne des Rektorats, das sich schon lange für die Zusammenlegung eingesetzt hat, ist er aber auch im Sinne der Fakultäten? „Natürlich mutet es erst mal merkwürdig an, dass ausgerechnet eine Fakultät aufgelöst werden soll, die in den Rankings hervorragend abschneidet und empirisch belegen kann, dass sie überregional erfolgreich ist“, so

Geppert. So stützte sich der anfängliche Protest der Geisteswissenschaftler darauf, dass Leistung bestraft werde. Außerdem sah die Fakultät eine Gefahr darin, dass die tragenden Fächer für interdisziplinäre Studiengänge (z.B. BaKuWi) über die ganze Uni verteilt würden. Ein organisatorisches Chaos wäre die Folge. Auch in der sozialwissenschaftlichen Fakultät war man damals nicht sehr begeistert von der Idee der Zusammenlegung. Mit dem neuen Senatsbeschluss scheinen sich diese Positionen aber verändert zu haben. „Es war keine reine Entscheidung von oben, sondern eher ein Mit- statt ein Gegeneinander“, erläutert Christian Fäth, Fakultätsreferent der sozialwissenschaftlichen Fakultät. Der Beschluss sieht ein Säulenmodell vor, ähnlich wie es bereits bei der Fakultät VWL/Jura angewandt wird. Das Prinzip lautet schlicht: Zusammenführung auf Augenhöhe. Das bedeutet, dass trotz eines gemeinsamen Verwaltungsüberbaus zwei eigenständige Abteilungen erhalten bleiben. Laut Christoph Geppert wird es vor allem Kooperation geben, „wo der Wille und die Möglichkeit zur Zusammenarbeit da ist. Wo profilbedingte Unterschiede bestehen, wird weiterhin getrennt in beiden Abteilungen gearbeitet“. Zumindest potenzielle Überschneidungen der Fakultätsprofile sehen sowohl Geppert, als auch Fäth. Die Zusammenfindung wird aber ein Prozess sein und nicht von heute auf morgen ablaufen können. Es ist nicht die plötzlich entdeckte Liebe, sondern eine Vernunft-ehe zwischen den beiden Fakultäten. „Es handelt sich ja nicht um eine Unternehmensfusion, wo man mit Gewalt den *shareholder value* steigern will. Es geht hier um Wissenschaftler, also um kreative Köpfe“, so Christian Fäth. Denkbar wäre in Zukunft ein gemeinsames Praktikums-

büro und engere Zusammenarbeit bei der Vermittlung von Schlüsselqualifikationen für die Studenten. Außerdem entsteht mit der neuen Fakultät ein riesiger organisatorischer und einflussreicher Bau mit über vierzig Lehrstühlen, an denen mehr als die Hälfte der Mannheimer Studenten studieren werden. Geplant ist auch ein neuer Studiengang mit dem Namen „Kultur und Gesellschaft“ - ein Zwei-Fach-Bachelor mit einem geisteswissenschaftlichen Kernfach, ähnlich dem Bachelor für „Kultur und Wirtschaft“ (BaKuWi). Die Entscheidung über die Art der Zusammenarbeit zwischen den Sozial- und den Geisteswissenschaften soll bis 2010 gefällt werden. Im schlimmsten Fall, so die beiden Fakultätsreferenten Fäth und Geppert, würden die Fakultäten nur auf organisatorischer Ebene zusammenarbeiten. Als Vorlage würde auch hier die Kooperation in der VWL/Jura Fakultät dienen. Dort gibt es zwar einen gemeinsamen Fakultätsrat, dieser hat sich aber noch nie zur gemeinsamen inhaltlichen Planung getroffen. Es ist zu vermuten, dass bei einer solchen, rein organisatorischen Vernunft-ehe die einst heftig umstrittene Zusammenlegung der sozialwissenschaftlichen und der philosophischen Fakultät zur Schönheitskorrektur zusammenschrumpfen könnte. Die wäre laut Senatsbeschluss dann zwar ressourcenneutral, eine wissenschaftliche Bereicherung bliebe aber mehr als ungewiss. Zumindest Christoph Geppert und Christian Fäth sehen in dem fiesen Wirtschaftspanzer, der auf dem Sticker im Mensaklo prangt, keine Gefahr. Im Frieden mit dem Rektorat warten sie auf die Zusammenlegung.

Max Biederbeck



„A summer in Mannheim“

Mannheim should be one of the most unlikely places to be in summer. With high temperatures and tropic humidity, spending a summer in Mannheim is like being in the Caribbean but without sea and margaritas. Close to the charming and elegant Heidelberg, Mannheim's buildings pale. The coldness of Mannheim's architecture is reflected even in the fact that there are no street names but the sexier (just for a Pythagorean) block numbers. Given the proximity of the romantic Philosophers Walk in Heidelberg, I would not suggest to propose your partner in the junction between H4 and H5, or between C2 and D2. Maybe at U2 – but I tried there, and I can promise you that it does not work either. Moving from the cosy riverside of the Neckar in Heidelberg to the heavily industrialized riversides in Mannheim –with those grey chimneys throwing smoke and flames day and night- is like moving from the Shire to Mordor in 15 minutes by train. Thus, despite their closeness, the twin cities Mannheim and Heidelberg resemble each other as much as the twins Danny DeVito and Arnold Schwarzenegger.

Nevertheless, Mannheim is a great place to spend a summer – or much more. At the confluence between the Romans and the Barbarians, the Catholics and the Protestants, watered by both beer and wine, it seems to have developed a kind of border spirit, taking the best from the North and South of Europe. An illustrative example: high Northern European salaries together with Southern European prices in combination are very unlikely in the rest

of the continent nowadays. I also found lot of spiritual comfort at Mannheim's numerous religious sites: Catholic and Protestant churches, synagogues, Lidl and Aldi. Entering one of the latter two relieves your soul and makes you believe again in capitalistic consumption. Going out of Lidl or Aldi with a packed supermarket bag for 5 euros in Western Europe is a miracle comparable to Jesus' multiplication of the loaves and fish. In addition, pilgrims will also find spiritual and corporeal nourishment at some tiny chapels strategically located all over the city: Kamps. A fantastic bakery chain that possesses the three main characteristics of a pilgrimage site: awfully cheap, the doors always open, and a very identifiable cross-like sign that guides you to it in the most adverse climatological conditions.

If you are lucky enough to work at the University of Mannheim as well, you will enjoy even further the virtuous combination of Northern and Southern characteristics. Things work and deadlines are met, like in the North, but things are cheap and environment casual, like in the South. I became a big fan of the MENSA, whose name probably comes from the fact of being the most intelligent and efficient supplier of food and beverages humankind has ever devised. No other place gives you more for less. It is true that, in some senses, its mechanized food processing systems may suspiciously look like a VW assembling plant, but, definitely, it is worth eating there.

At first sight, the University – with its for-

malized feudal system of Chairs, lectures, Hiwis- gives you the feeling that you are joining a bureaucratic hierarchical nightmare, like entering Kafka's Castle. However, you soon realize that below the apparent Weberian rules, there is a deep sense of democratic equality, very unlikely to find in theoretically more egalitarian systems. Professors do not seem to share the snobbism so frequent in other academic cultures. I will always remember the day I decided to appear as a sophisticated neomasculine Northern European dressing up with a tie. Girls smiled to me, so I kept moving from one place to another showing my carefully unbound tie over my carefully wrinkled shirt –until I was told (too late) that people were really laughing at me. You are not supposed to wear a tie at the University.

All in all, I easily found myself at home in the city where streets have no name. Nice place to work, to live, and to have casual beer. Because, at the end of the day, cities are like people. The impressive Schwarzeneggers would easily capture your attention at first glance, but probably you would end up preferring to have a beer with a DeVito.

From Victor Lapuente. He is a research fellow at the Quality of Government Institute at the University of Gothenburg, Sweden. In July 2008, he was a visiting researcher at Prof. Berthold Rittberger's Chair of Political Science and Contemporary History where he contributed to the development of a proposal for a future research project.

Service Learning - Lernen durch Engagement



Einigen Studierenden und Mitarbeitern an der Uni Mannheim mag der Begriff „Service Learning“ bereits mehrmals begegnet sein, anderen wiederum noch gar nicht. Es ist auch auf den ersten Blick nicht unbedingt ersichtlich, was sich wohl dahinter verbergen mag.

Mit Service Learning ist eine didaktische Methode gemeint, die in den USA entwickelt wurde und die akademische Lehre mit praktischer Erfahrung verknüpfen soll. Die Studierenden wenden dabei innerhalb einer Veranstaltung ihr neu erlerntes Wissen („Learning“) im Dienst des Gemeinwohls in Praxisprojekten an („Service“) und kön-

nen so die fachlichen Inhalte anschaulicher verarbeiten. Die gemeinnützigen Kooperationspartner (z.B. Non-Profit-Institutionen oder Schulen), bei denen die Projekte durchgeführt werden, erhalten so Unterstützung, die sie sich sonst oftmals nicht leisten könnten. Beim Service Learning profitieren also alle Seiten: Die Studierenden, da sie Praxiserfahrung sammeln und soziale und fachliche Kompetenzen erwerben, die Kooperationspartner, da sie externes Know-how für einen Bedarf erhalten und schließlich auch die Universität, da sie sich nach außen öffnet und sich besser in ihr gesellschaftliches

Umfeld einbindet. Zentraler Bestandteil des Service Learnings ist eine regelmäßige „Reflexion“, die das Bindeglied zwischen Theorie und Praxis darstellt.

Inzwischen wurde Service Learning auch in anderen Fachbereichen der Universität Mannheim aufgegriffen. Im HWS 08 gibt es aktuell vier Service Learning Veranstaltungen: In der BWL unterstützen Studierende der Wirtschaftspädagogik Haupt- und Berufsschüler bei der Lehrstellersuche und der Bewerbung (Dozentin: Charlotte Wintterlin). Im Bereich Nonprofit-Management entwickeln die Studierenden etwa für den Kinderschutzbund ein

Fundraisingkonzept und für die Lebenshilfe Mannheim ein Marketingkonzept (Prof. Dr. Bernd Helmig / Dr. Katharina Spraul). In der Soziologie findet die Übung „Armut und soziale Ausgrenzung“ statt, in der die Studierenden in Projekte mit dem Mannheimer Arbeitslosenzentrum, dem Kinderschutzbund und der Asylbewerberunterkunft eingebunden sind (Dozentin: Claudia Göbel). Am LS für Wirtschaftspsychologie (Prof. Karsten Müller) nehmen die Studierenden die Veränderungsbereitschaft der Mitarbeiter der Mannheimer Stadtverwaltung anhand von qualitativen Interviews unter die Lupe. Alle diese Veranstaltungen finden nach Absprache und auf Wunsch der Partnerinstitutionen vor Ort statt.

Ein Gastbreitag von Carla Gellert. Sie ist Mitarbeiterin in der Koordinationsstelle für Service Learning an der Universität Mannheim.

Wer mehr über Service Learning erfahren möchte, wendet sich an Carla Gellert (Koordinationsstelle für Service Learning)

gellert@verwaltung.uni-mannheim.de,
Tel. 181-1018.

Im Internet: www.campus-aktiv.de; demnächst auch unter <http://servicelearning.uni-mannheim.de>.

Literatur: Anna Baltés, Manfred Hofer, Anne Sliwka (Hrsg.) „Studierende übernehmen Verantwortung – Service Learning an deutschen Universitäten“. Beltz Verlag, 2007.

„Es kostet viel Zeit und Geduld“

Warum ihre Arbeit manchmal schwerer ist als sie sein müsste, welcher Traum für sie dennoch in Erfüllung gegangen ist und wozu man an einer Uni Spielteppiche braucht offenbart Andrea Horn, die Beauftragte für Chancengleichheit (BfC), im Gespräch mit dem UniMagazin.



UniMagazin: Frau Horn, was sind die Schwerpunkte ihrer Arbeit?

Meine Schwerpunkte sind ganz allgemein die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, ich habe beispielsweise flexiblere Arbeitszeiten für die Angestellten der Uni Mannheim durchsetzen können. Das hilft nicht nur Eltern, die sich um ihre Kinder kümmern müssen, sondern auch denen, die kranke oder ältere Angehörige pflegen.

Also nicht nur für Frauen, sondern allgemein für alle?

Ja, das ist mir wichtig: Das Aufziehen von Kindern oder das Pflegen von Angehörigen ist natürlich meist die Aufgabe von Frauen, aber wir haben auch schon Fälle gehabt, wo wir für Männer eingetreten sind, beispielsweise, wenn diese ihre Kinder abholen müssen.

Sie sind die Koordinatorin des Eltern-Kind-Zimmers.

Das ist ein Traumprojekt von mir gewesen und ist es noch! Ich bin sehr froh, dass uns die Realisierung gelungen ist. Die Möglichkeiten, die hier geboten werden, sind ein grosser Schritt hin zur Vereinbarkeit von Kindern und Beruf.

Haben Sie selbst Kinder?

Ja, ich habe einen Sohn, der ist aber schon ein Teenager und muss nicht mehr betreut werden. Einiges seiner alten Spielsachen haben wir hier mitgebracht und gespendet.

Welche Projekte sind weiterhin geplant?

Ganz oben stehen natürlich die Umsetzungen der „audit“-Maßnahmen. Ich wünsche mir auch sehr die Implementierung der Kinderfreundlichkeit auf der Startseite der Uni Mannheim. Also ein Button, der Benutzer direkt auf unsere Seite führt. Auf längere Sicht gesehen, wollen wir hier ein Netzwerk für Eltern aufbauen, vielleicht auch mit einem größeren Internetauftritt. Ein Forum wäre schön oder ein Chat.

Denken Sie, dass Ihre Arbeit irgendetwas verändert?

Ja, sonst würde ich es doch nicht machen! Es ist aber zähflüssig, es kostet viel Zeit und Geduld für scheinbar kleine Schritte. Und ob sich wirklich was ändert, liegt sehr an der Förderung durch die Dienststellenleitung: Wenn nicht die Anwesenheit der BfC in Gremien und Besprechungen zur Selbstverständlichkeit wird, kann auch der Inhalt der Arbeit derselben nicht zur Selbstverständlichkeit werden. Das ist auch die Erfahrung meiner Amtskollegen an anderen Universitäten.

Wie genau meinen Sie das?

Ein Beispiel: In den meisten Besprechungen geht es um Sachen, die mich scheinbar nicht berühren. Wenn zum Beispiel der Bau einer neuen Anlage geplant wird, bin ich meistens nicht dabei. Dann wird das Haus gebaut und es stellt sich

heraus, dass die Damentoiletten im 5. Stock ganz hinten links nach einem langen, dunklen Gang sind. So etwas wäre vermeidbar, wenn die BfC sich vorher den Plan einmal hätte ansehen können. Hinterher ist da wenig zu machen, aber jeder ärgert sich, wenn ich nachträgliche Änderungen fordern muss, um einen solchen Missstand zu beheben.

Wenn Sie ein unbegrenztes Budget hätten, was würden Sie realisieren wollen?

(Lacht) Mein Traumprojekt habe ich ja gerade verwirklicht, wie gesagt, aber wir bräuchten noch zwei Reisebettchen für die ganz kleinen Babys, eine Kaffeepadmaschine für den Gruppenarbeitsraum, mindestens zwei Spielteppiche und natürlich noch Bücher, Puzzle oder andere Spielsachen.

Was sind Ihre Ziele und Wünsche für die restliche Amtszeit?

Die Realisierung der „audit“-Maßnahmen ist mein Ziel. Nicht alle werden in meiner restlichen Amtszeit umgesetzt werden können, aber vielleicht werde ich ja noch ein drittes Mal gewählt und kann dann auch die restlichen Programme mitbegleiten.

Vielen Dank für das Gespräch.

Sandra Schwab

Wer hat Angst vorm weißen Ball?

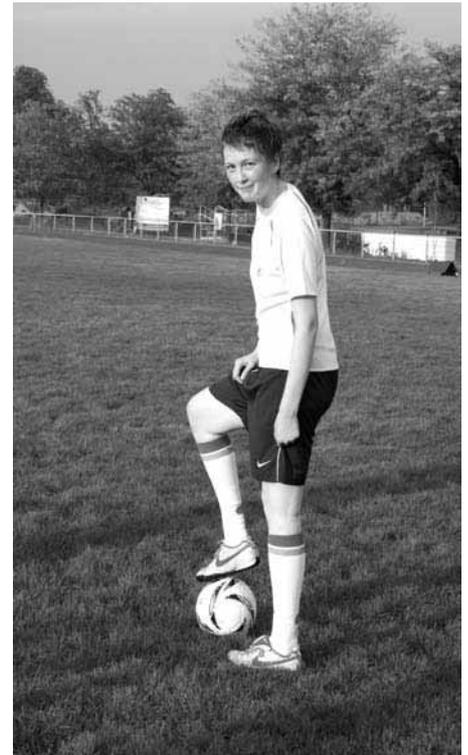


Bis vor wenigen Monaten gab es noch keine Frauenfußball-Mannschaft an der Universität Mannheim – dann gründeten die Studentinnen Inga Karrer und Karin Oliges kurzerhand eine. Ein Trainingsbesuch.

So, als könnten sie Fußball spielen, sehen viele der Mädels gar nicht aus. Und doch, die zwanzigjährige Inga Karrer ist begeistert vom Fußball: „In Tübingen habe ich früher Fußball gespielt. Hier in Mannheim gab's keine Frauenmannschaft, also habe ich eine gegründet.“ Gemeinsam mit Karin Oliges, Politik- und Germanistik-Studentin, suchten sie in Aushängen Mitspielerinnen und wurden bald fündig. Bis zu 20 Fußballspielerinnen kommen nun jeden Donnerstag zum Training.

„Lauft euch mal warm, Kinders“, sagt Inga und läuft selbst los um den Platz. Der Aufruf klingt freundlich und aufmunternd. Wer die Schnellste im Laufen ist, spielt keine Rolle, denn Profil ist hier keine. Einige haben schon im Verein gespielt, aber manche sind auch ganz neu beim Fußball. Inzwischen hat sich fast jede Spielerin einen eigenen Ball zugelegt. Da lässt es sich besser trainieren. Manche der Bälle stammen vom Aldi.

Letzte Woche wurden Tricks eingeübt: Ausfallschritt und Übersteiger. Angst vor dem Ball hat hier keine. Damit die Tricks später im Spiel besser sitzen, werden diese Dinge wiederholt. Josefa soll es einmal vormachen. Inga stellt sich als Gegnerin hin und jeder muss an ihr vorbei mit dem Trick ihrer Wahl. „So, ihr müsst mich so richtig verarschen- jaaaaaa, super!“. Inga macht es langsam vor. Die Mitspielerinnen können jeweils mitentscheiden, ob mehr Technik geübt wird oder ob es ein Spiel geben soll. Inga überlegt: „Mal schau'n, wie eine Flanke funktioniert.“ Rennt auf den Ball zu und schießt. Er streift ab und rollt ins Aus. „Okay, funktioniert noch nicht so richtig, aber deshalb üben wir ja!“ Neuerdings trainiert die Mannschaft auf dem Rasenplatz beim Carl-Benz-Platz. Das ist wichtig, denn im Oktober steht ein Turnier an: Die Soccer Rockers haben die Uni-Mädels herausgefordert. „Die Motivation ist riesig, ansonsten sind wir intensiv in der Vorbereitung“, sagt Karin. Für das Turnier



gibt es extra Trainingseinheiten und zusätzliches Lauftraining. Einziges Problem: Sie haben keinen Trainer mehr, seit Marian, ihre alter Übungsleiter, die Mannschaft aus beruflichen Gründen verlassen hat.

Inga und Karin stellen sich die Suche nach einer Trainerin ganz unkompliziert vor: „Wir wünschen uns eine Frau, die selbst gut spielt und Freude daran hat, und das beizubringen.“ Sie solle doch der Mannschaft eine Mail schicken an frauenfussball.unimannheim@gmx.net oder einfach vorbei kommen...

Maria Hörl

Promovieren mit Kind?

Doctorate and Motherhood – which should come first?

There are many choices one needs to make in the life course and particularly difficult are those concerning career and family. In many cases young, highly educated people postpone their decision with respect to starting a family and opt instead for the beginning of a career right after having acquired a master's degree. This trend in delaying the start of a family is proved by the fact that the mean age of mothers in the European Union constantly rises and is especially high in welfare states. In Germany in 2003 for instance, the average age of women at childbearing was 29,1, in Spain 30,8 and in Italy 30,7. Furthermore, women are in minority among young PhDs in Germany, since in 2005 almost 40% of them were females. It seems that educated women are more likely than men to join a paid workforce outside the university. They probably find it more difficult than men to combine both: family related duties with a scientific career.

What are the main obstacles to be overcome when dealing with family and doctorate? The first problem concerns time limitations: one needs to adjust the work

time to the opening hours of child-caring or education institutions, or to engage an additional baby-sitter. A second, more substantial problem is the financial issue: economical stability is especially relevant when having a family. A PhD student needs either to be supported by a scholarship, which allows her (or him) to devote herself (or himself) entirely to the scientific project or she (he) needs to be employed, at best at the university. Both scholarship and employment at the university are in most cases attainable for a limited period of time.

In view of these constraints, there are a number of interesting initiatives aiming to encourage and support parents their efforts to perform both tasks: raising children and doing a PhD. Mannheim University offers support in many forms, such as mentoring, legal and financial support or child-care arrangements. In addition, the Ministry for the Science, Research and Culture in Baden-Württemberg addressed a special scholarship program "Schlieben-Lange Programm" which is suited especially for female PhD students with children. Such means are helpful



and encouraging for academics coping with career and family. Still, the question what should come first, motherhood or doctorate, remains salient for many graduates. Hopefully they will finally find a nice diversion in parenthood after a few years of work as a researcher – even if they decide to pursue their careers first.

Katarzyna Lasinska is a doctoral candidate at the Faculty of Social Sciences and fellowship holder of the Schlieben-Lange Programm.

Deine Uni, dein Babysitter!

Das Eltern-Kind-Zimmer (EKiZi) ist eines der Projekte, in welchem die Maßnahmen des Projektes „Audit – Familiengerechte Hochschule“ umgesetzt werden.

Das Akronym EKiZi steht für Eltern-Kind-Zimmer, auch wenn damit nicht nur ein Zimmer gemeint ist: Insgesamt besteht das EKiZi aus 4 Räumen, die unterschiedlich eingerichtet sind: Ein Stillzimmer, ein Büro, ein Gruppenarbeitsraum und ein großes Spielzimmer. In letzterem kann eine junge Mutter oder ein junger Vater kurzfristig in Betreuungsnotfällen seinen Nachwuchs (von 0-12 Jahren) von einer pädagogisch ausgebildeten Kinderfrau betreuen lassen. Dieser Service kostet 3 Euro pro Kind und Stunde, was nicht viel ist, wenn man bedenkt, dass schon jugendliche Babysitter um die 5 Euro pro Stunde verlangen, ganz zu schweigen von Tagesmüttern.

Damit sich das rentiert, sollten die Kinderfrauen auch ausgelastet sein! Schließlich ist es für ein Kind auch schöner, wenn es Spielkameraden hat in den Räumen und

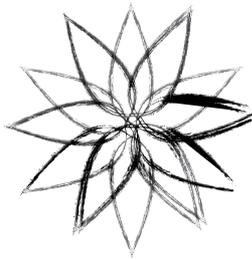
nicht alleine puzzeln muss. Zur Verfügung steht neben dem großen Spielzimmer auch der Gruppenarbeitsraum, in dem ältere Kinder sich beschäftigen können oder in den man sich Spielsachen mitnimmt, wenn das Kind lieber erst mal in der Nähe der Eltern sein möchte. Da alles sehr flexibel gehandhabt wird, sind auch individuelle Lösungen kein Problem, Frau Andrea Horn, die Leiterin des EkiZi hat viele Ideen! Im Betreuungsfall kommt ein Vertrag mit dem Babysitter zustande, die Bezahlung erfolgt bar gegen Quittung, die man gut aufheben sollte – schließlich können die Kosten für Kinderbetreuung bis zu einem gewissen Betrag von der Steuer abgesetzt werden.

Allerdings darf bei der Betreuung keine Regelmäßigkeit aufkommen, das heißt, sie ist nur für den Notfall gedacht, im Ge-

Kontakt Eltern-Kind-Zimmer:
<http://ekizi.uni-mannheim.de>
Notfallbetreuung:
0621 - 1813933
oder Fr. Faas,
Betreuungskordinatorin
Tel: 0 152 – 04157306

gensatz zu den anderen Räumlichkeiten. Hier sind Kinder und deren Eltern immer gern gesehen, man kann dort arbeiten, sich ausruhen oder einfach Gleichgesinnte treffen und sich austauschen. Oftmals können Gespräche untereinander helfen, einige der zahlreichen Hürden zu überwinden, die man als studentisches oder arbeitendes Elternteil hat. Vielleicht kann sich so auch an der Universität ein Netzwerk für Eltern bilden, wie es diese in der Wirtschaft für alles Mögliche gibt. Und da man so schon genug zu tun hat mit der Arbeit, dem Studium und dem Kind, nimmt es ein bisschen den Stress heraus, wenn man weiß: Dort kann ich hin! Dort sind wir willkommen!

Text: Sandra Schwab



Im Kaleidoskop...

Auf der Suche nach Harmonie

Prof. Dr. Hans-Wolfgang Arndt, Rektor der Universität Mannheim, spricht mit dem UniMAGazin über Fehler in der Vergangenheit und Aufgaben in der Zukunft.



UniMAGazin: Herr Arndt, dieses Semester beginnen über 2.300 Erstsemester an der Universität Mannheim ihr Studium. Im universitätsweiten Schnitt werden bis zu 15% ihr Studium abbrechen. Wissen Sie warum?

Ich weiß nicht, wie Sie zu dieser Zahl kommen. Wir können in den meisten Bachelor-Studiengängen noch keine Abbrecherquote beziffern, weil die Programme vor zwei Jahren eingeführt worden sind, so dass wir noch keine Absolventen haben. Mit einer Abbrecherquote von 15 Prozent, wie Sie prognostizieren, lägen wir deutlich unter dem bundesweiten Durchschnitt. Sehr zufrieden wären wir mit einer Erfolgsquote von neunzig Prozent, wie sie sich in manchen Fächern bereits abzeichnet. Daran arbeiten wir, indem wir unter anderem die Gründe für einen Studienabbruch systematisch analysieren.

Am vergangenen Wochenende erzählte mir ein BWL-Student im dritten Semester, dass vier seiner fünf besten Uni-Freunde in psychologischer Beratung sind. Und in meinem Studiengang brechen immer mehr Kommilitonen ab. Was glauben Sie: Werden Mannheimer Studenten überfordert? Brechen deshalb so viele ab?

Als angehendem Sozialwissenschaftler empfehle ich Ihnen, Ihr Urteil auf eine systematisch erhobene Informationsgrundlage zu gründen. Wie gesagt: Wir streben eine Erfolgsquote von mindestens neunzig Prozent an und werden Erfolgs- und Misserfolgskriterien auf zuverlässiger Datenbasis analysieren.

Was war in den letzten sieben Jahren Ihr größter Fehler als Rektor?

Ich würde inhaltlich alles genauso machen. Nur habe ich die Symbolkraft der Universitätsratsitzung zur strittigen Strukturänderung unterschätzt. Sie hätte nicht in der Deutschen Bank stattfinden sollen. Ich habe der Ortsänderung nur aus Höflichkeit gegenüber dem Vorsitzenden des Rats, Herrn Börsig, zugestimmt. Weil dieser anders nicht hätte an der Sitzung teilnehmen können.

Der ehemalige ASTA-Vorsitzende Miloš Milošević kritisierte Ihren Reformkurs. Er sagte: „Strukturelle, fakultätsübergreifende Veränderungen ohne die Mitsprache aller Fakultäten, gerade der betroffenen, das geht nicht.“ Wie stehen Sie zu dieser Aussage?

Das ist natürlich ein beliebtes Argument, wenn man gegen die Umstrukturierung ist. Dazu kann ich nur sagen, dass ich noch nie so viele Gespräche geführt habe. Und die waren auch nötig, denn wenn an den Fakultäten kräftig Wind gegen etwas gemacht wird, dann bin ich hilflos. Ich habe keine Weisungsrechte.

War das auch der Grund, warum Sie Kompromisse eingegangen sind?

Ich habe gar nicht den Eindruck, dass es so viele Kompromisse gab. Das Konzept ist im Wesentlichen erhalten geblieben. Die Kompromisse, die ich eingegangen bin, hätten wir auch viel früher haben

können, wenn die Gegenseite früher mit ihren Angeboten gekommen wäre. Und die Nachfrage dieses Jahr nach Studienplätzen gibt mir Recht. Sie ist überwältigend. Die Bewerberzahlen haben sich in vielen Studiengängen verdoppelt. Und für den neuen Studiengang Unternehmensjurist gab es sogar über 700 Bewerbungen. Ich bin sehr zufrieden.

Woher holt sich der Manager der Universität Mannheim eigentlich seine Ideen?

Das ist ganz einfach. Ich verbringe einen Großteil des Tages, mindestens drei Stunden, mit Spaziergängen und Radfahrten. Oft alleine. Währenddessen fällt mir das meiste ein. Wenn ich mich bewege, bin ich einfach kreativer. Es ist keine Seltenheit, dass ich am Morgen die 50km nach Mannheim mit dem Rad fahre.

Macht Sie der Erfolg Mannheims stolz?

Nein, ich bin dankbar. Es war toll, dass man mit 56 noch einmal etwas völlig Neues machen konnte. Dankbar bin ich vor allem, dass ich bis auf ein, zwei Ausnahmen, auch von früheren Gegnern immer wieder signalisiert bekomme, dass es so, wie es jetzt ist, gut ist...

Das heißt, Sie denken schon ans Abschied-Nehmen?

Also mir macht der Job auch in guten Zeiten Spaß! Dennoch sollten wir in zwei Jahren mit der Suche nach einem Nachfolger aus dem eigenen Haus beginnen. Deswegen höre ich aber noch nicht auf, zu arbeiten. Zwar ist die Aufregung vorbei, nun muss aber aufgeräumt und umgesetzt werden. Mein Terminkalender ist immer noch gut gefüllt.

Vielen Dank für dieses Gespräch

MoritzMarbach

„Betrug an den Studierenden“

An der Universität Mannheim, wie inzwischen landesweit, fand im Jahre 2005 eine Umstellung der Studienabschlüsse statt. Diese wurde nicht allorts positiv aufgenommen. So auch nicht von der Akademischen Oberrätin Frau Dr. Rosmarie Günther. Sie studierte und lehrte Alte Geschichte an der Universität Mannheim seit 1966. 2007 ging sie in den Ruhestand und erlebte somit die großen Umbrüche an der Universität Mannheim aus eigener Hand.

UniMagazin: Liebe Frau Dr. Günther, können Sie sich noch an Ihren ersten Tag an einer Universität erinnern?

Rosmarie Günter: Ja, ich kann mich gut an meinen ersten Studientag in Heidelberg erinnern. Es war gefühlsmäßig eine Mischung aus Einschüchterung und der Freude für 1000 Möglichkeiten - Neugier. Ich bin dann aber gerne nach Mannheim gegangen, weil das ein viel kleinerer Betrieb war. Dort bin ich bis auf mein Referendariat die ganze Zeit als Studierende und dann als Lehrende geblieben.

Sehen Sie denn größere Entwicklungslinien an der Universität?

Also ich würde sagen, 1968 und in der folgenden Zeit hatte Mannheim einen guten Start, und zwar deshalb, weil es damals das sogenannte Mannheimer Modell gab, eine Grundordnung, die eine echte Demokratisierung der Universität im Auge hatte. Das war ein guter Weg, der dann aber vom Land durch das Hochschulrahmengesetz gekippt wurde. Danach gab es eine Phase, in der sich gerade die Geisteswissenschaften ganz gut etabliert hatten. Auch galt die Beziehung zwischen Studenten und Dozenten in Mannheim als sehr gut, da konnte niemand Examen machen, der nicht namentlich bekannt war, was ja an anderen

Universitäten nicht unbedingt üblich ist. Die absolute Zäsur war die Einführung des Bachelors und die Abschaffung der Diplome und des Magisters, der natürlich auch seine Schattenseiten hatte. Jedenfalls sind so zwei Dinge eingetreten in der Tendenz: Nämlich die Verschulung der Studiengänge und das Beschneiden von offenen Interessen der Studierenden; d.h. diese arbeiten heute sehr zielgerichtet und schauen sich kaum um, dabei ist es ja die eigentliche Chance des Studiums, zur Persönlichkeitsentwicklung auch nach links und rechts zu schauen.

Würden Sie sagen, dass im Rahmen des Bologna-Prozesses aus dem Studium eine Art Ausbildung wurde?

Ja. Ich stehe dieser ganzen Sache sehr kritisch gegenüber, weil es wirklich nicht das gebracht hat, was es bringen soll, nämlich keine Mobilität, keine Durchlässigkeit, keine internationale Anerkennung. Ich möchte es einfach mal ganz hart formulieren: Ich persönlich finde, dass dieser Prozess ein Betrug an den Studierenden ist. Der Bachelorabschluss ist eine bessere Zwischenprüfung und nicht mehr. Ein Bachelorabschluss liegt in der Besoldung zwischen der ungeprüften und der geprüften Hilfskraft, d.h. auch die Uni erkennt im Grunde ihren eigenen Bachelor nicht voll an. Und zumindest für die meisten Ge-

sellschaftsstudenten bleibt dann auch nichts, als doch den Master draufzusetzen. Auch die Konsequenzen für die Lehrenden sind enorm: Zum Beispiel die verbindlichen Prüfungsvorschriften. Vorlesungen zum Beispiel sind völlig ungeeignet für Klausuren. Und bei einem kleinen Kurs kann ich doch ohne Referat das Können der Leute beurteilen, da fordere ich natürlich auch jeden ganz anders. Das sind Unfreiheiten, die durch diesen Bologna-Prozess in die Universitäten gekommen sind, deren Konsequenzen wir, glaube ich, noch gar nicht ganz absehen. Ich weiß nicht, ob sich die Studierenden von dieser Art des Studiums wirklich nachher in ihrem Berufsleben erholen werden.

Sie haben eine Standardeinführung in die Alte Geschichte vorgelegt: Was erwarten Sie von einem Studenten?

Als aller erstes, dass er sich begeistern lässt. Dann läuft eigentlich alles andere von allein. Wenn er Spaß am Fach bekommen hat, dann kann nichts schief gehen.

Vielen Dank für dieses Gespräch.

Julian Köck

Meinung:

Profilschärfung, Mittelknappheit und Größenwahn

Eine kleine Geschichte der Universitätsentwicklung aus der Sicht des Friedrich-Ebert-Stipendiaten Daniel Kemptner.

Der raue Wind des internationalen Wettbewerbs bläst durch Deutschlands Hörsäle. Die Konkurrenz hat nicht geschlafen. Unerbittlich versucht sie nun die deutschen Hochschulen vom globalisierten Wissenschaftsmarkt zu verdrängen. Und der Niedergang schien bereits unabwendbar. Doch einige mutige Rektoren leisteten Widerstand. Unverzagt begannen sie ihre Hochschulen zu reformieren. Und wenn man schon einmal dabei war, sollte die eigene Hochschule innerhalb kürzester Zeit als deutsches Harvard, einem Leuchtturm gleich, in alle Welt erstrahlen. Das Ziel schien greifbar. Und ohne verkrustete Entscheidungsstrukturen sowie notorische Mittelknappheit hätte nichts die berauschten Magnifizenzen stoppen können. Dem Rausch folgte der Kater. Aber dem Ernst der Lage angemessen wurden die Anstrengungen fortgesetzt. „Profilschärfung“ heißt das Zauberwort, das der kreative Genius in der Stunde der Not hervorgebracht hat. Das Prinzip ist einfach. Man profiliere sich besonders da, wo man die Stärken der Universität vermutet, baue dann die identifizierten „prestigeträchtigen“ und „leistungsstarken Fachbereiche“ weiter aus und schon ist ein forschungstarkes Profil der Universität geschafft. Das großartige dabei ist, dass es ganz ohne zusätzliche Mittel funktioniert. Man holt sich die Mittel einfach bei den kleineren Fachbereichen, die ihre Studenten ohnehin nur auf ein Berufsleben als Dauerpraktikant vorbereiten. Man streiche also den unnötigen Ballast = Geisteswissenschaften zusammen und nutze die freigewordenen Mittel,

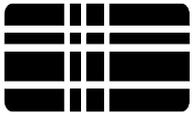
um zukunftsweisende Fächer wie zum Beispiel die Betriebswirtschaftslehre auszubauen. Zauderer werden einwenden, dass Fächervielfalt, Interdisziplinarität und Forschungsfreiheit das Herz einer jeden Universität seien. Doch diese haben den Ernst der Lage selbstverständlich nicht verstanden. Denn wer wird im Angesicht des drohenden Verlustes der Wettbewerbsfähigkeit schon über Herzensangelegenheiten philosophieren wollen? In der privaten Wirtschaft bewährte Instrumente zur Messung von Effizienzsteigerung und Wettbewerbsfähigkeit weisen den Weg. Richtschnur für die profilschärfungswürdigen Fächer sind Drittmittelwerbung und Quantität der Zitationen. Musterhaft schreitet die Universität Mannheim voran. Unter dem Kommando ihres Rektors Hans-Wolfgang Arndt braucht sie die Untiefen und Stürme des scharfen internationalen Wettbewerbs nicht zu fürchten. Nach der Schließung der philosophischen Fakultät werden bald nur noch vier Fakultäten übrig sein. Befreit von allem Ballast kann sie sich also ganz ihren Kernkompetenzen, den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, widmen. Mittelknappheit ist nur noch ein Schreckgespenst der Vergangenheit. Und sollten diese irgendwann doch noch einmal knapp werden, wird eben die nächste Fakultät dicht gemacht.

Verwundert mag derjenige sein, der den Atlantik überquert, um sich eine der vielgerühmten nordamerikanischen Universitäten aus der Nähe anzuschauen. Er wird feststellen, dass Fächervielfalt und

Interdisziplinarität in Forschung und Lehre dort völlig selbstverständlich sind. Und dass die Geisteswissenschaften hohes Ansehen genießen. Keiner käme auf die Idee, bei diesen Fächern die Mittel zu kürzen, um eine wie auch immer geartete Profilschärfung zu verfolgen. Schließlich besuchen die meisten der dortigen Studierenden innerhalb der ersten zwei Jahre ihres breit ausgerichteten, vierjährigen Bachelorstudiums einige Veranstaltungen aus der Geisteswissenschaft. Dies lässt nur einen logischen Schluss zu. Und dieser sollte uns Hoffnung geben. Die nordamerikanischen Hochschulen sind schlecht auf den Wettbewerb mit den profilgeschärften, effizienzorientierten deutschen Universitäten vorbereitet. Und während sie sich noch auf ihren alten Lorbeeren ausruhen, bereiten die deutschen Hochschulen die baldige Marktführerschaft vor. Wettbewerb braucht eben nur derjenige zu fürchten, der seine Hausaufgaben nicht macht.

Daniel Kemptner (geb. 1981) studiert Volkswirtschaft an der Universität Mannheim sowie zeitweise an der University of Toronto. Über seine Arbeit im AStA und als studentischer Vertreter in der Senatskommission Lehre hatte er Gelegenheit, sich mit dem Thema Profilschärfung auseinander zu setzen. Kontakt: daniel.kemptner@web.de





In der Mensa mit ...

Ab sofort trifft das UniMagazin für jede Ausgabe eine interessante Campus-Persönlichkeit in der Mensa - zum Interview und zum Essen. Naheliegender, diese Serie mit dem Mann zu beginnen, der uns das ganze jeden Tag einbrockt. Deshalb findet das erste Interview auch nicht in der Mensa statt, sondern darunter - dort, wo alles beginnt: In der Küche.



...Rainer Wedel, Leiter der Mensa am Schloss.

Wer Rainer Wedel an seinem Arbeitsplatz besucht, fühlt sich unter Umständen ein bisschen wie auf dem Kasernenhof. Statt einer Begrüßung setzt es eine Anweisung: Gehen Sie da hinter ins Büro, warten Sie dort. Recht so, in einer Großküche kann schließlich nicht jeder rumlaufen, wie es einem passt. Offenbar steht dieser Mann ähnlich unter Dampf wie seine Töpfe. Eine Viertelstunde nimmt er sich Zeit für das UniMagazin, dann hat er den nächsten Termin.

UniMagazin: Herr Wedel, was haben Sie denn heute gegessen und wie hat es geschmeckt?

Wedel: Das Mensa-Team isst nicht zu Mittag. Das liegt aber nicht daran, dass wir unser Essen nicht mögen, sondern weil wir keine Zeit haben. Wir machen in der Regel nur eine späte Frühstückspause. Nichtsdestotrotz probiere ich alle Gerichte - zumindest fast alle, denn wir haben bis zu 13 im Angebot.

Die Warteschlangen waren heute so lang, dass Menü eins und zwei für mich schon aus Zeitgründen nicht in Frage kamen. Muss das sein?

Das Problem ist, dass die Nachfrage in zwei großen Schüben kommt. Die absolute Anzahl der verkauften Essen ist mit 3.000 gar nicht so groß, gemessen an unserer Kapazität. Würde sich das etwas mehr über die Ausgabezeit von 2 Stunden und 45 Minuten verteilen, gäbe es überhaupt keine Schlangen.

Man kann man also „antizyklisch“ Essen gehen?

Ja, wenn man schon so gegen halb zwölf kommt ist es relativ ruhig. Und ab kurz vor eins geht es auch wieder. Aber das ist zugegeben etwas unterschiedlich.

Als regelmäßiger Mensabesucher muss ich sagen: Zum Glück sind die Semesterferien vorbei. Haben Sie über den Sommer alte Lager-

bestände abgebaut?

Nein, warum?

Das Angebot war doch etwas enttäuschend.

Das Problem ist, dass wir während der Vorlesungszeit ein relativ großes Angebot fahren. Da unsere Leute ihren Urlaub ja auf die Semesterferien legen müssen, sind wir in den Ferien schon personell nicht so aufgestellt, diesen Plan durchzuhalten. Trotzdem hatten wir noch fünf Gerichte zur Auswahl, das hat manch andere Großküche nicht einmal zu ihrer Hauptzeit.

Zugegeben: Sich über die Mensa zu beklagen gehört an der Uni ja auch zum guten Ton. Mensa-Bashing nennt man das wohl. Frustrierend für Sie?

Ach nein. Diese Einstellung ist so alt wie die Mensa selbst und entspricht nicht den Tatsachen. Wir kriegen sehr, sehr viel positive Kritik und das zeigt uns, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Auch im Vergleich zu anderen Mensen in Baden-Württemberg und im Bundesgebiet finde ich uns bezüglich des Preis-Leistungs-Verhältnisses gut aufgestellt. Es gibt also nicht viel Grund zum Meckern, finde ich.

Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind in der Regel locker und freundlich – außer wenn das Geschirrförderband still steht. Warum ist das so oft der Fall?

Ja, das stimmt. Besonders zu Semesterbeginn haben wir das Problem, dass

die neuen Studierenden das Prinzip der Geschirrrückgabe noch nicht gleich kapieren. Sobald da Tablett gestapelt sind, bleibt das Band stehen und das führt dann schnell zum Stress.

Alle Besucher haben also Einfluss darauf?

In der Regel ist der Nutzer für Stillstände verantwortlich. Servietten zum Beispiel müssen immer von den Tablett entfernt werden. In den Schächten herrscht ein leichter Zug und dann landen die vor den Lichtschranken. Und dann bleibt die Anlage stehen.

Herr Wedel, Sie arbeiten seit Mai 1988 in der Mensa. Deswegen sagen wir nicht nur danke für das Gespräch, sondern gratulieren Ihnen auch nachträglich zum 20-jährigen Dienstjubiläum.

Dankeschön. Da bin ich auch stolz drauf.

Nikolaus Hollermeier

Ausstellung „Erbfeinde - Erbfreunde“ noch bis zum 2. November in der Uni-Bibliothek

Gutnachbarschaftliche Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland sind heute nahezu eine Selbstverständlichkeit. Leicht kann dabei in Vergessenheit geraten, welchen Belastungen die Beziehungen zwischen beiden Ländern während der vergangenen anderthalb Jahrhunderte ausgesetzt waren. Die schicksalshafte Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen ist in der Ausstellung „Erbfeinde – Erbfreunde“ an der Universität Mannheim zu sehen. Das Ausstellungsprojekt des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg soll in Erinnerung rufen, wie schwer es beiden Ländern lange Zeit fiel, zueinander zu finden. Die Ausstellung zeichnet die Entwicklung des deutsch-französischen Verhältnisses in der Zeit zwischen 1870 und 1945 im Spiegel zeitgenössischer Literatur nach.



Die Ausstellung findet in Kooperation zwischen dem Lehrstuhl Romanische Philologie und dem Deutsch-Französischen Institut statt.

Ort: Bibliotheksbereich A3, Quadrat A3, 6-8, 2. OG
Öffnungszeiten: Mo-Fr 8-24 Uhr, Sa-So 10-24 Uhr
Ansprechpartnerin: Gabriele Leichert
gabriele.leichert@bib.uni-mannheim.de 0621 / 181-2944



Und heute: Bulimie-Lernen

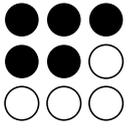
Man sah das Lotterleben Kate Moss' bisher kaum als Vorbild für Hochschulreformen; eigentlich sah man das Model immer nur leicht bekleidet in Kalendern, leicht verkostet in den Armen von Pete Doherty oder leicht untergewichtig im Hero-in-Chic auf Werbeplakaten für das Parfüm „Opium“ – was uns nur zu dem Schluß kommen lassen kann, dass selbst PR-Profis die doppelbödigen Geschichten der Klatschblätter nicht immer richtig interpretieren können. Ganz im Gegensatz zu den Bologna-Reformern übrigens. Sie haben ja längst entdeckt, dass die Geschichten in „InTouch“ und „Bunte“ in Wahrheit ganz gemeine Gesellschaftssatiren sind, dass hier die Edelfedern der Republik schnip-pisch kalauernd den naiven König Leser auf dem Markt der Eitelkeiten vorführen und – „Aber, er hat ja gar nichts an!“ – bloßstellen. Man kann bei solch bösem Willen nur dankbar sein, dass die guten Bologna-Hirten ihre Schafe hüten und ihnen diese Peinlichkeit ersparen wollen, indem sie die Studenten intensiv darauf vorbereiten. Und dabei gehen sie mit äußerster Geschicklichkeit zu Werke, so gewitzt, dass ihre Schützlinge es gar nicht merken. Denn wenn am Semester-Ende zahllose Klausuren auf sie herabprasseln,

es wieder gilt, den faden Vorlesungssalat unreflektiert, dem Anstand bei Tische geschuldet, hinunterzuwürgen und zum richtigen Moment, nämlich wenn der Prüfer vor der Tafel steht, auf unschuldige Seiten zu erbrechen, kommt der Lerneffekt, da kommt die Katharsis, die sie vor dem Spott schützen wird. Diese Fürsorglichkeit der Bologna-Reformer hat als Erster ein Dokumentarfilmer erkannt, der pädagogisch wertvolle Filme über wertlose pädagogische Konzepte dreht. Er hat den Mechanismus beschrieben und begrifflich eingeordnet. Er hat eine Verbindung zwischen x und y, zwischen den verlockenden Kate-Moss-Plattitüden der „Bunte“ und dem Prüfungsparcours gezogen: Eine Abhärtung erfahren die Studenten durch das „Bulimie-Lernen“ - so nennt er es. Indem die Studenten am Semester-Ende gezwungen werden, die körperlichen Qualen, die eine Kate Moss jeden Tag auf sich nehmen muss, geistig selbst zu erleiden, werden sie immun gegen den Hohn, der ihnen aus den Klatschblättern entgegenschallt. Die Bologna-Hirten veräppeln ihre Schafe vorsätzlich, damit sie nicht im Moment der Gefahr von einem Wolf im Schafspelz veräppelt und gefressen werden. All der Stress am Ende des

Semesters, all das Hineinprügeln steriler Fakten, die der durchschnittliche Student tags darauf schon wieder vergessen hat - die meinen das eigentlich nicht so! Man will den Studenten nur beibringen dem infantilen Amusement der Klatsch-Journaille mit Würde zu begegnen. Der Prüfungsmarathon ist ein didaktisch ausgefeilter Witz! Jetzt müssen die Studenten nur noch lernen, darüber zu lachen.

Rico Grimm





Umfrage unter Erstsemestern

Über 2300 Erstsemester haben am 3. September ihr Studium an der Universität Mannheim begonnen. Die Orientierungstage vor Vorlesungsbeginn sollten den „Erstis“ den Einstieg in den Uni-Alltag erleichtern. Ob dies gelungen ist und wie sie sich jetzt zurechtfinden, erzählen hier vier Erstsemester verschiedener Fachrichtungen.

Marko Vidakovic, Bachelor Psychologie

„Ich habe jetzt die ersten Tage Uni-Betrieb hinter mir und fand es ziemlich anstrengend. Ehrlich gesagt kann ich auch noch nicht sagen, ob ich mit meiner Studienwahl auf dem richtigen Weg bin. Aber bisher fand ich so ziemlich alles spannend. Leider war der Ersti-Tag wenig hilfreich. Es gab einfach zu viele Informationen und man konnte sich kaum etwas merken. Dafür waren die beiden Tage meiner Fachschaft umso besser. Ich habe mich richtig willkommen gefühlt und die Infos waren super. Schnell zurechtfinden konnte ich mich zwar nicht, aber man kann ja nachfragen. Und meine Kommilitonen habe ich auch sehr schnell kennen gelernt. Vorgenommen habe ich mir, dass ich den Jusos beitreten will oder der Fachschaft Psychologie. Aber das wird sich zeigen.“

Sarah Lippolt, Bachelor Wirtschaftspädagogik

„Die ersten Tage waren recht spannend und vor allem hilfreich. Ich habe den Campus gezeigt bekommen, meinen Stundenplan zusammen mit höheren Semestern erstellt und wurde gut über alles informiert. Ich habe mich dabei ganz wohl gefühlt und auch schnell Leute kennen gelernt. Ich bin vor allem froh, dass es mit Mannheim geklappt hat. Die Uni hat einfach einen super Ruf und Mannheim ist für mich dazu auch noch heimatnah. Die Zusage kam glücklicherweise recht schnell; Anfang August hatte ich sie schon im Briefkasten. Ich fand auch richtig super, dass man im Bewerbungsportal nachschauen konnte, wie weit die Studienbüros mit der Auswertung der Bewerbung waren. Die ersten Vorlesungen habe ich auch bereits hinter mir. Aber das Studium habe ich mir ein bisschen anders vorgestellt. Störend finde ich vor allem, dass die Hörsäle so überfüllt sind. Was ich bisher von meinem Studiengang gehört habe, hat mir jedoch gut gefallen und ich denke, ich habe den richtigen Studiengang gewählt. Das einzige was mir ein wenig Angst macht ist Mathe. Für das Studium generell habe ich mir vorgenommen, fleißiger zu sein, als in der Schule.“

Max Blau, Bachelor Wirtschaftsinformatik

„Von den Orientierungstagen hatte ich leider nicht so viel, weil mein FSJ bis 31. August ging. Aber zumindest konnte ich zum Großteil die Mathe- und Informatikvorbereitungskurse besuchen. Diese fand ich auch echt hilfreich. Mit meinen Kommilitonen komme ich bisher ganz gut zurecht und habe auch schon genug super Leute kennen gelernt. Die Vorlesungen finde ich bisher schon recht heftig. Manche Professoren legen ein solches Tempo vor, dass man kaum hinterher kommt. Andere langweilen mich schon. Aber insgesamt bin ich mit meinem Studienfach Wirtschaftsinformatik eigentlich bisher echt zufrieden. Ich wollte ja auch unbedingt nach Mannheim, weil in Mannheim sowohl BWL auch Wirtschaftsinformatik bei diversen Rankings immer an der Spitze mitspielte. Außerdem hat mein großer Bruder in Mannheim studiert und deswegen durfte ich schon miterleben, dass die Schneckhofpartys legendär sind. Was mich jetzt schon nervt, sind die überfüllten Hörsäle in der Marketingvorlesung und die hohen Preise für Skripte der BWLer. Deshalb habe auch schon über eine Mitarbeit in der Fachschaft nachgedacht.“

Astrid Schütz, Bachelor Germanistik und Geschichte

„Die ersten Tage an der Uni waren relativ locker. Es ging hauptsächlich um organisatorische Dinge. Aber ich fand die ersten Vorlesungen und Seminare auch inhaltlich interessant. Deshalb habe ich bisher auf jeden Fall das Gefühl, die richtigen Fächer gewählt zu haben. An den Orientierungstagen hat man so ziemlich alle nötigen Informationen bekommen, die man braucht. Aber leider fühlt man sich danach etwas erschlagen. Ich habe mich jedoch ziemlich schnell zurechtgefunden, da mir eine Freundin geholfen hat, die bereits ein Jahr in Mannheim studiert. Mit anderen Kommilitonen kommt man eigentlich schnell ins Gespräch. Ein Nachteil ist vielleicht, dass man in den meisten Seminaren immer wieder mit verschiedenen Leuten zusammen ist. Wenn sich später Zeit findet, kann ich mir auch vorstellen, mich an der Uni zu engagieren.“

Alles ist relativ?

Zu den allorts angesprochenen Bologna-Problemen der zu hohen Verschulung und immer noch fehlenden Mobilität gesellt sich nun noch ein kaum bekanntes: die Notenvergabe. So wurden diesbezügliche EU-Empfehlungen an der Universität Mannheim bisher nur unvollständig umgesetzt. Eine Spurensuche.

Es ist der vorerst letzte Akt im langen Drama der Bologna-Reform: Nachdem die Akkreditierungs-Agenturen die Prüfungsordnungen der neu eingeführten Bachelor-Studiengänge an der Uni Mannheim planmäßig nur vorübergehend akzeptierten, steht jetzt die Evaluation und formale, diesmal dauerhafte Re-Akkreditierung an. Derzeit werden in den Fakultäten die neuen Prüfungsordnungen (PO) diskutiert. Mit ihnen sollte, folgt man an den Dekanaten den unverbindlichen Vorgaben der Hochschulrektorenkonferenz (HRK), auch ein neues, relatives Notensystem parallel zum bestehenden eingeführt werden. Schon die ersten Richtlinien der EU sahen vor, auf den Zeugnissen der Bachelor-Jahrgänge eine zweite Note auszuweisen, anhand derer sich die Leistung des Studenten relativ zu denen seiner Kommilitonen messen lassen könnte. So sollte ein „A“ erhalten, wer im Vergleich zu dem aktuellen Jahrgang und den vorhergehenden Jahrgängen zu den besten 10% Prozent gehörte, ein „B“ wer zu den nächsten 25 % zählte und so fort (siehe Tabelle). Dieses System ist in vielen anderen Ländern schon seit Jahren Praxis und soll die universitätsübergreifende Vergleichbarkeit der Leistungen gewährleisten - unabhän-

gig davon, wie hoch die Anforderungen an der jeweiligen Universität im Allgemeinen sind. Gerade den Mannheimer Studenten würde dies Vorteile bieten, schließlich sind hier die Anforderungen traditionell hoch. Allerdings fand dieser Teil der Bologna-Reform nicht an allen Mannheimer Fakultäten Aufnahme in die ersten Prüfungsordnungen, geschweige denn wurden sie in letzter Konsequenz in die Praxis umgesetzt. So sollte auf den Zeugnissen der Volkswirtschaftler zwar eine relative Note angegeben werden, deren Bezugsbasis das aktuelle Abschlusssemester sowie die zwei vorhergehenden sind. Wie das jedoch bei den ersten Absolventen-Jahrgängen mangels empirischer Grundlage zu handhaben sei, wird nicht erläutert. Auch die HRK spricht bei zu kleinen Bezugsgruppen oder mangelnden Daten nur von „pragmatischen Lösungen“, die anzustreben seien. Nun sei man zwar bestrebt „einheitliche Lösungen“ für alle Fakultäten zu finden, wie Christian Queva, der Dezernent für Studienangelegenheiten ausführt, wie diese konkret aussehen sollen, ist noch nicht beschlossen. Es gibt tatsächlich einiges an Gesprächsbedarf. Ein entscheidender Punkt dürfte sein, ob und wie man die EU-Richtlinien bei den Jahrgän-

gen umsetzen will, die ihr Studium noch unter den alten Prüfungsordnungen aufgenommen haben; betroffen wären hier etwa diejenigen, die sich 2007 für die Bachelor-Studiengänge einschrieben. Die Lage bei den früheren Jahrgängen ist jedoch noch vertrackter. So hat die HRK zwar im Jahr 2000 noch empfohlen, die Noten einfach nach festen Schlüsseln umzurechnen. Vier Jahre später allerdings korrigierte sie ihren Beschluss und integrierte das relative Notensystem – zu einem Zeitpunkt, an dem man an der Universität Mannheim noch die Möglichkeit gehabt hätte, die POs entsprechend anzupassen. Das wurde jedoch versäumt. Dezernent Queva zufolge sei es vorrangig gewesen, dass die Studiengänge erst einmal laufen. Und so verließen im Jahr 2008 Studenten die Uni, auf deren Zeugnissen die ECTS-Noten noch absolut vergeben wurden - was das ganze Prinzip des neuen Notensystems ad absurdum führte und bei der Bewerbung für Master-Studiengänge zu Irritationen führen kann, gerade im Ausland, wo man mit den Feinheiten des deutschen Hochschulbetriebs vielleicht nicht vertraut ist.

Rico Grimm

Impressum:

unimagazin@gmail.com

Herausgeber: UniMagazin GbR

V.i.S.d.P.: Lisa Dellmuth (namentlich gekennzeichnete Beiträge verantworten die Autoren selbst)

Chefredaktion: Lisa Dellmuth (lisa.dellmuth[at]uni-mannheim.de)

Ressort Elfenbeinturm: Ute Kühlmann (ukuehlmann[at]rumms.uni-mannheim.de)

Ressort Campusleben: Rico Grimm (rgrimm[at]rumms.uni-mannheim.de)

Ressort Schlusslicht: Julia Rathke (rathke[at]sowi.uni-mannheim.de)

Redaktion: Norman Balss (nbalss[at]gmx.de), Max Biederbeck (mbieder[at]rumms.uni-mannheim.de), Laura Cyron (lauracyron[at]yahoo.de), Christian Fäth (cfaeth[at]rumms.uni-mannheim.de), Nikolaus Hollermeier (nikolaus.hollermeier[at]mzes.uni-mannheim.de), Moritz Marbach (mmarbach[at]rumms.uni-mannheim.de), Ingo Ott (ott[at]rz.uni-mannheim.de), Antonietta Rubino (arubino[at]rumms.uni-mannheim.de), Sandra Schwab (san.schwab[at]web.de)

AutorInnen: Oliver Bange, Carla Gellert, Maria Hörl, Daniel Kemptner, Julian Köck, Victor Lapuente, Katarzyna Lasinska, Gabriele Leichert, Prof. Dr. Jan van Deth, Sandra Schwab, Markus Tausendpfund, Vanessa Wormer

Layout: Isabelle Färber (isaexekutive[at]yahoo.de)

Anzeigenbetreuung: Robert Koch (robkoch[at]rumms.uni-mannheim.de)

Druck: Druckerei Hanel, B5,9, 68159 Mannheim

Vertrieb: Selbstvertrieb

Anzeigen: Druckerei Hanel, Summacum GmbH, Theater Alte Werkstatt e.V.

Das Copyright liegt, soweit nicht anders angegeben ist, bei den Herausgebern. Nachdruck, Vervielfältigung oder Sendung nur mit schriftlicher Genehmigung.